

Buchbesprechungen

Autor(en): **Walser, Hans H. / Ackerknecht, Erwin H. / Haffter, Carl**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **31 (1974)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

1. MARTIN SCHRENK, *Über den Umgang mit Geisteskranken*. Die Entwicklung der psychiatrischen Therapie vom «moralischen Regime» in England und Frankreich zu den «psychischen Curmethoden» in Deutschland. Monographien aus dem Gesamtgebiete der Psychiatrie – Psychiatry Series, Band 10. IX, 194 Seiten, 20 Abbildungen. Verlag-Springer, Berlin/Heidelberg/New York 1973.

Martin Schrenk stellt in diesem Buche die Psychiatrie zwischen der großen Französischen und der Achtundvierziger Revolution dar. Damit ist gesagt, daß es sich um die Genese und die erste Entwicklung der heutigen Psychiatrie handelt: was sich dort anbahnte, setzte sich durch die Jahrzehnte fort – im Guten wie auch im weniger Guten. Das Hauptgewicht liegt auf der praktischen Psychiatrie – deshalb wurde wohl auch gerade dieser Titel gewählt – und auf der Psychiatrie in Deutschland. Dazu muß aber gleich gesagt werden, daß «praktische Psychiatrie» hier in einem weiten Sinne verstanden wird; die Verbindungen zu anderen Teilgebieten (etwa den psychiatrisch-philosophischen Theorien oder dem Anstaltsbau) werden nicht nur aufgezeigt, sondern diese Gebiete werden mit in die Darstellung einbezogen. Dasselbe gilt für die medizinisch-geographische Schwerpunktbildung: Die werdende Psychiatrie im übrigen Europa, besonders natürlich in Großbritannien und dann in Frankreich, mit ihrem breiten Einfluß auf die deutschen Verhältnisse, bleibt immer im Blickfeld. Ganz besonders schätzenswert ist das Herausarbeiten der «psychischen Behandlung» (wie diese frühen, in der Essenz doch eindeutig psychotherapeutischen Bemühungen im Gegensatz zur eigentlichen «Psychotherapie» genannt werden können, da diese letztere nicht nur einer späteren Zeit angehört, sondern auch teilweise entschieden andere Wurzeln hat). Ein ganz besonderer Wert dieses Buches liegt gerade darin, diese Behandlung nicht nur in ihrer Art und praktischen Bedeutung, sondern in ihrer tragenden Funktion für die ganze Psychiatrie jener Zeit aufzuzeigen: Handle es sich um das «traitement moral» von Pinel und seiner historischen Fortsetzungen, oder um die «psychische Curmethode» Reils, und der Methoden und Vorschläge anderer deutscher Autoren, die hier nicht alle genannt werden sollen. Gerade bei der Sichtung und der historischen Wertung der Therapie zeigt sich einmal mehr, wie fruchtbar es ist, wenn solche Untersuchungen von Psychiatern durchgeführt werden, denen die heutige Psychiatrie aus eigener Erfahrung genauestens bekannt ist. Das Buch endigt mit Ausblicken in die Sozialpsychiatrie, die jedenfalls um die Jahrhundertmitte mit Griesinger sichtbar wurde, und mit den ersten (freilich, mit den heutigen Bestrebungen verglichen, noch recht rudimentären) Bestrebungen zum «Öffnen» der Psychiatrie. Es ist gewiß kein Zufall, daß in praktischer Hinsicht das Öffnen der Anstalten gerade damals ein Postulat

fortschrittlicher Psychiater war, und dieses wiederum vom No-restraint her wesentlich motiviert war. Vielleicht hätte man hier eine etwas ausführlichere Darstellung gerade dieser Ansätze gewünscht, was aber den Wert des Buches keineswegs mindert. Das vorliegende Werk ist jedenfalls ein sehr kenntnisreiches, gut dokumentiertes und sehr brauchbares Buch, das zudem viele Anregungen zur Weiterarbeit vermittelt. Sein Wert wird durch das ausführliche Literaturverzeichnis noch gesteigert.

Hans H. Walser

2. OWSEI TEMKIN, *Galenism. Rise and Decline of a Medical Philosophy*. 240 pages. Cornell University Press, Ithaca 1973.

O. Temkin leitet diese Darstellung der wahrscheinlich wichtigsten Bewegung in der Geschichte der Medizin mit einem kurzen Überblick über Leben und Werk des Galen ein. In einem Kapitel, genannt 'Portrait eines Ideals', gibt er die wesentlichsten Lehren des Galen, welche als Kristallisationspunkt für den sogenannten Galenismus dienen konnten. Ein tatsächliches Portrait Galens zu geben, scheint ihm beim gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht möglich. Man ist beeindruckt durch Temkins Feststellung, daß Galen genauso an Asklepius glaubte wie an Anatomie, Elemente, Humores usw. Temkin unterstreicht mit Recht die zentrale Rolle der Hippokrates-Interpretation in Galens Lehre. Sehr wichtig ist auch seine Feststellung, daß es sich bei 'de usu partium' nach Galens eigener Aussage um Theologie handelt. – Galen scheint schon zu Lebzeiten sehr berühmt gewesen zu sein, wie es bei dem Leibarzt mehrerer Kaiser nicht weiter überraschend ist. Der Galenismus war eine dominierende Kraft in Byzanz, spätestens seit Oribasius, d. h. der Mitte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Von Byzanz übernahmen die Araber den Galenismus. Für sie war Galen noch ebenso wichtig als Philosoph wie als Mediziner. Darum begann aber eigentlich schon bei ihnen der Konflikt zwischen Aristotelismus und Galenismus. – Erst durch arabischen Einfluß wurde der Galenismus auch im christlichen Westen dominierend. Doch in dessen Galenismus spielte der Philosoph Galen bereits eine sehr viel geringere Rolle als der Arzt. Als Arzt, genauer gesagt als Pharmakologe, hat Galen auch seinen Einfluß länger aufrechterhalten als als Anatom. Der Autor weist auf das Paradox hin, daß der Höhepunkt von Galens Ansehen (die große Ausgabe von 1525) und der Beginn des Abstiegs sehr nah beieinander liegen. Die zwei großen Etappen desselben heißen bekanntlich Paracelsus und Harvey. Der Autor verfolgt dann den Abstieg des Galenismus bis ins 17. Jahrhundert und die Schriften von Leclerc, Sprengel und Daremberg. – Das Buch ist, wie es bei Temkin zu erwarten war, ungeheuer dicht, reich und gelehrt. Sein Inhalt konnte hier nur angedeutet werden. Es ist voll solch begeisternder Einzelbefunde wie der Übergang der Galenschen Qualität in Quantität durch die Messungen des Santorio. In den letzten Jahren war es gut, zu sehen, daß sich endlich einige Mutige

mit der bedeutendsten Figur der Medizingeschichte, die gleichzeitig auch die vernachlässigste war, zu beschäftigen wagten (R. E. Siegel, Luis Garcia Ballester). Es ist sehr erfreulich, daß sich nun auch ein Meister mit dem Problem beschäftigt hat.

Erwin H. Ackerknecht

3. DIETER JETTER, *Geschichte des Hospitals*, Band III: *Nord-Amerika (1600 bis 1776)*. Kolonialzeit. VIII, 134 Seiten, 30 Abbildungen. Verlag Franz Steiner, Wiesbaden 1972. DM 42,-.

Professor D. Jetter, Köln, setzt hier seine äußerst wertvollen Forschungen zur Spitalgeschichte fort. Er beginnt mit den spanischen Kolonialspitälern in Amerika. Dies ist absolut berechtigt, obwohl spanische Spitäler im eigentlichen Nord-Amerika, d. h. nördlich des Rio Grande, nicht nachweisbar sind. Für Gesamt-Amerika sind die Spanier aber Pioniere der Spitalgründung: drei- bis sechshundert Spitäler während der Kolonialzeit. Das Spital von Guadalajara war größer und schöner zu seiner Zeit als irgendein Spital in Madrid oder Paris. Die spanische Regierung schrieb für ihre Kolonien gewisse Stadtpläne und auch die Einrichtung von Spitälern vor. Hier haben wir einen Vorteil einer andererseits problematischen Überzentralisierung. Das Bekehrungselement spielte bei der Gründung dieser wie auch der französischen Spitäler in Nord-Amerika eine wichtige Rolle. – Die Franzosen waren Spitalgründer, sowohl in Kanada als auch in Louisiana. Allerdings teilweise nicht in Form der «Hôtel Dieu», sondern der «Hôpitaux généraux». Diese Produkte einer «Staatscharitas», wie der Verfasser dies nennt, sind als Spitäler einigermaßen problematisch. Wenn man sie mit einem Wort kennzeichnen wollte, wäre wohl Bettlergefängnis besser. In Deutschland hießen sie ja auch Zuchthaus, in England Arbeitshaus. – Die Holländer haben während der kurzen Zeit ihrer Besetzung keine nennenswerten Leistungen auf dem Hospitalgebiet aufzuweisen. – Die Hälfte des Buches ist den englischen Kolonien gewidmet. Jetter unterstreicht und belegt am Beispiel von Boston, New York und Philadelphia die große Rolle, die die Almshouses (Armenhäuser) bei der Entstehung der Spitäler in den englischen Kolonien, den späteren USA, gespielt haben. Auch sie trugen Gefängnischarakter. Dies kann nicht von den Voluntary Hospitals gesagt werden, denen sich der Verfasser nunmehr zuwendet. Im Zusammenhang mit dem berühmtesten derselben, dem Pennsylvania Hospital in Philadelphia, gibt er eine meisterhafte Darstellung der Zusammenhänge mit der Royal Infirmary in Edinburgh. Auch das New York Hospital wird behandelt. – Das vorliegende Buch gibt eine interessante und ausgezeichnete Kombination von politischer (Kolonial-) Geschichte, Architekturgeschichte und Medizingeschichte. Es geht ins Detail, ohne auf diesem Wege auszuarten. Ein enormer Fleiß und großer Scharfsinn stehen dahinter. Leider kann man sich zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, daß ein antiprottestantischer Affekt den Autor dazu

führt, gewisse, bestimmt tadelnswerte Handlungen protestantischer Amerikaner immerhin überstreng zu beurteilen. Schließlich wurden nach dem Hexenprozeß von Salem 1692 Hexen immer noch, z. B. in Österreich bis 1766, in Bayern bis 1775, in Glarus bis 1782 hingerichtet, von Spanien gar nicht zu reden. Auch ist die bezahlte Schaustellung von Irren keineswegs ein protestantisches Monopol (siehe z. B. Narrenturm in Wien). Diese Schönheitsfehler können uns nicht verhindern, dem nächsten Band des Werks (Nord-Amerika 1776–1860) mit Spannung entgegenszusehen.

Erwin H. Ackerknecht

4. PEDRO LAIN ENTRALGO, *The therapy of the word in classical antiquity*. Translated by L. J. RATHER and JOHN M. SHARP. Foreword by W. J. Ong. XXII, 253 Seiten. Yale University Press, New Haven/London 1970. 90 s.

Pedro Lain Entralgo ist zweifellos einer der bedeutendsten lebenden Medizinhistoriker, der wie kein anderer lebender Medizinhistoriker fähig war, in seinem Lande eine Schule aufzubauen. Leider publiziert er natürlich auf Spanisch, eine Sprache, welche nur wenige von uns lesen. Man muß darum jede Übersetzung eines seiner Werke freudig begrüßen. Und hoffen, daß schließlich auch seine medizinisch wichtigsten Werke, wie die *Historia clinica*, übersetzt werden. – Es liegt in der Natur der Sache, daß dies 1958 erschienene Werk über das klassische Altertum weitgehend philologisch-philosophisch ist, um so mehr, als fast die Hälfte des Buchs Plato und Aristoteles gewidmet sind. – Das therapeutische Wort bei Homer ist vor allem «Epode», d. h. uralter Zauberspruch und ebenso alte aufmunternde Rede. Auch Pythagoras und Empedokles sind für den Autor noch «Schamanen», d. h. sie gebrauchen das therapeutische Wort magisch. Präsokratiker und Sophisten hingegen tendieren bereits zu einer verbalen Psychotherapie. Plato, der die Epode als Zauberspruch energisch ablehnt, empfiehlt eine andere Epode, welche darin besteht, daß das Wort des Arztes die Seele ordnet und reinigt. Für Lain ist Plato der Erfinder der wissenschaftlichen verbalen Psychotherapie. Aristoteles, welcher die Katharsis durch das Wort untersucht hat, ist sein Fortsetzer. – Die Hippokratiker stimmen mit Plato überein, indem sie die Zauberspruch-Epode als Quacksalberei ablehnen und sich auf die Behandlung des Soma beschränken und das Wort nur primär als Überredungsinstrument verwenden. Der Autor betrachtet es als einen Fehler, daß die hippokratischen Ärzte nicht Plato und den Philosophen gefolgt sind und damit eine verhängnisvolle Tradition etabliert haben, an der unsere Medizin bis vor kurzem gelitten habe. – Wie alle derartigen Exegesen, die ein Maximum von Interpretationen auf ein Minimum von vieldeutigen Stellen aufbauen, werden auch die von Professor Lain zahlreiche Kritiker finden. Die enorme Gelehrsamkeit und der Scharfsinn des Buches bleiben eindrucksvoll und anregend.

Erwin H. Ackerknecht

5. A. PEIPER, *Geschichte der Kinderheilkunde*. In *Handbuch der Kinderheilkunde*, 1. Band, 1. Teil. Herausgeber: H. OPÍZ und F. Schmid. S. 1–33, 15 Abbildungen. Verlag Springer, Heidelberg 1971.

Als Einleitung dieses neuen Handbuchs der Kinderheilkunde hat der inzwischen verstorbene Leipziger Pädiatrieordinarius eine kurze Darstellung der Kinderheilkunde von den Ägyptern bis zur Neuzeit beigezeichnet. Es handelt sich um eine gedrängte Zusammenfassung seiner *Chronik der Kinderheilkunde* (Leipzig 1958) oder seines historischen Quellenbuchs (Hubers Klassiker, Band 7, Bern 1966), die wohl als die besten der neueren kurzen Werke zum Thema gelten dürfen. Peiper beschäftigt sich sowohl mit den medizinischen wie auch den sozialen Aspekten der Kinderheilkunde und handelt auch die Geschichte der wichtigsten Kinderkrankheiten gesondert ab. Auch bespricht er alte Volksbräuche in bezug auf kranke Kinder.

Erwin H. Ackerknecht

6. J. SAJNER (Herausgeber), *Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften in Mähren*. Vorträge auf dem in Brünn vom 3. bis 5. Juli 1969 abgehaltenen wissenschaftshistorischem Symposium. 64 Seiten. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1971.

Die wissenschaftlichen Leistungen des kleinen Landes in Osteuropa, aus dem immerhin Johann Gregor Mendel und Sigmund Freud hervorgegangen sind, werden in 16 Beiträgen von verschiedener Länge beleuchtet. Der Herausgeber Sajner gibt einen Überblick über Brünns und Mährens Beitrag zur Entwicklung der Medizin und Naturwissenschaften. Von den Einzeluntersuchungen schien mir besonders bemerkenswert der über die mährischen Beiträge zur Kenntnis des Paläolithicum (Zapletal), und eine Untersuchung von Skutil über die Bedeutung des mährischen Karsts («mährische Schweiz»), für Mährens Kulturgeschichte. Diese Arbeiten beginnen mit dem Olmützer Bischof Johannes Dubravius, der auch einen Klassiker zur Fischkunde im Jahre 1547 veröffentlicht hatte. Pfarrer, Lehrer und Ärzte haben seit jeher eine große Rolle in der mährischen wissenschaftlichen Forschung gespielt. Besonders berühmt wurde der jesuitische Missionar in den Philippinen, Georg Josef Kamel, nach dem ja die Kamelia benannt ist und über den eine Arbeit von Renée Gicklhorn orientiert. Die Balneographie dieser Gegend beginnt mit einem bemerkenswerten Beitrag von Jordan im Jahre 1580 (Krizek). Andere Vorträge orientieren uns über die alten Chirurgen, Apotheker, Tierärzte usw. in Mähren. Ein anspruchsloses, aber informatives Büchlein.

Erwin H. Ackerknecht

7. V. KRUTA (Herausgeber), *Jan Evangelista Purkyne (1787–1869)*. Centenary Symposium Prague 8–10 September 1969. 288 Seiten. Universita J. E. Purkyne, Brno 1971.

Zum 100. Todestag des großen tschechischen Naturwissenschaftlers Purkyne wurde ein Symposium in Prag abgehalten, das V. Kruta, der berühmte Purkyne-Forscher und angesehene Physiologe, vorbereitet hatte. Es beschäftigt sich vor allen Dingen mit Purkyne als Physiologen. Unter den zahlreichen historischen Artikeln ist wahrscheinlich der bedeutsamste Rothschuhs «Von der Histo-Morphologie zur Histo-Physiologie». Auf gleicher Ebene steht Krutas Beitrag über Purkynes Konzept der Physiologie. Erwähnenswert sind auch die Beiträge von Töllner (Naturphilosophische Elemente bei Purkyne), Zadina und Votava (Purkyne als Pharmakologe), Erna Lesky (Purkyne und L. Thun) sowie Stannard (Purkyne als Pflanzenphysiologe). Das Interessanteste und Wertvollste an diesem Bande ist aber die Tatsache, daß versucht wurde, in etwa der Hälfte der dreißig Beiträge hervorragende Wissenschaftler über die Weiterentwicklung Purkynescher Ideen bis zum heutigen Tage sprechen zu lassen. Da behandelt der Nobelpreisträger R. Granit den heutigen Stand des «Purkyneschen Phänomens». Der Nobelpreisträger Eccles sowie Kruta und Szentagotai sprechen über die heutigen Auffassungen von den «Purkyne-Zellen». Dasselbe tut Weidmann mit den «Purkyne-Fasern» im Säugetierherz. F. Ratcliffe behandelt den «Purkyne-Baum», R. Jung die Nachbilder, Gesichtstäuschungen und neuronalen Mechanismen. Es sei mir verziehen, wenn ich nicht weitere, ebenfalls wertvolle Beiträge aufzähle. Das Genus Symposium entzieht sich leider einer umfassenden und gründlichen Besprechung in einer normalen Zeitschrift. Erwin H. Ackerknecht

8. JOHN LOSEE, *A Historical Introduction to the Philosophy of Science*. 218 Seiten. Oxford University Press, 1972. 20 s.

Die Philosophie der Naturwissenschaften (d.h. fast ausschließlich der Mathematik und Physik – der Name Claude Bernard wird nicht einmal erwähnt) wird hier chronologisch von Aristoteles über Galen und Newton zu P. W. Bridgeman und Philipp Frank in kurzen klaren materialreichen Kapiteln ausgezeichnet dargestellt. Ein Drittel des Buchs ist den neueren Philosophien der Wissenschaft (d.h. den nach Beginn des 19. Jahrhunderts entstandenen) geweiht. Da seither mehr und mehr die Wissenschaftler ohne Philosophie und die Philosophen ohne Wissenschaft existieren, tauchen einem bisweilen Zweifel an der Relevanz letzterer Übungen auf. Davon abgesehen ist dies ein sehr nützliches Büchlein, dessen Wert durch ausgezeichnete biographische Notizen und Bibliographien noch erhöht wird.

Erwin H. Ackerknecht

9. R. HARRÉ, *The Philosophies of Science. An Introductory Survey*. 191 Seiten. Oxford University Press, 1972. 13 sh.

Diese Einführung in die Wissenschaftsphilosophien ist nicht historisch, sondern thematisch angeordnet. Sie untersucht kurz die drei Hauptzweige der Philosophie: Logik, Epistemologie und Metaphysik und deren Beziehungen. Sie vergleicht Grundformen wissenschaftlichen Denkens, wie Induktion oder Deduktion, Phänomenalismus oder «Realismus». Sie beschäftigt sich mit metaphysischen Kategorien, wie Materialien, Qualitäten, Kausalität usw. Sie endet mit einer Diskussion der späteren korpuskulären Theorien und des Modellbegriffs. Wahrscheinlich brauchbar für Philosophiestudenten. Erwin H. Ackerknecht

10. ESTHER FISCHER-HOMBERGER, *Hypochondrie. Melancholie bis Neurose. Krankheiten und Zustandsbilder*. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. med. E. H. ACKERKNECHT. 152 Seiten, 1. Frontispiz. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart 1970. Kartoniert Fr. 25.-/DM 23,-.

Manche unserer psychiatrischen Krankheitsbegriffe haben ein ehrwürdiges Alter und verraten in ihrem Wortlaut die Ableitung aus antiken pathophysiologischen Vorstellungen, mit denen der moderne Begriff nichts mehr zu tun hat: Dies gilt für die Melancholie, die Hysterie und auch für die Hypochondrie, das Thema der vorliegenden Studie. Hypochondrie war zuerst eine Unterform der Melancholie, galt seit GALEN als selbständiges Leiden und entwickelte sich immer mehr in Richtung Neurose, die Melancholie dagegen in Richtung Psychose. Die Hysterie lief lange nebenher, wurde seit dem 18. Jahrhundert (WHYTT) zum verwandten, austauschbaren Begriff, bis beide in den modernen Sammeltopf Neurose geworfen wurden. In der Blütezeit der Hypochondrie-Diagnose umfaßte sie weit mehr als heute, sie war eine – auch populäre – Modediagnose, später abgelöst durch kurzlebiger Schlagwörter wie Neurasthenie, Nervosität, die Neurosen und die psychosomatischen Krankheiten. Sie galt, wie heute die beiden letztgenannten, als eine der häufigsten Ursachen, welche Patienten zum Arzt führen (so bei SYDENHAM). Sie galt zuerst als eine Krankheit der obern Gesellschaftsschichten und sank dann in die untern ab, bzw. wurde auch dort erkannt. Es gab nationale Prädilektionen: für die Hypochondrie England, für die Neurasthenie Amerika; und immer war das moderne Leben daran schuld, Wohlstand, Materialismus, Technik, Hast und Unruhe, kurz: Kultur bzw. Zivilisation, je nach nationalem Sprachgebrauch. Die Sexualität spielt als Ursache mit hinein, wobei früher mehr der sexuelle Abusus und neuerdings mehr die Unterdrückung des Triebes angeschuldigt wurde. Die Arbeit von Frau Fischer zeugt, wie man es von der Autorin gar nicht anders erwartet, von einer bewundernswerten Belesenheit und Be-

herrschaft des Stoffes. Sie ist damit schon zum Nachschlagen eine Fundgrube für den, der nach einschlägigen Originalarbeiten (auch französischer und englischer Sprache) sucht. Bei aller Gelehrsamkeit verfügt die Autorin aber auch über einen kurzweiligen, oft eigenwillig-spöttischen Stil, der die Lektüre zum Vergnügen macht. Der aktuelle Wert dieser Studie liegt darin, daß sie einen wichtigen Beitrag leistet zur Kritik des neueren Neurosebegriffs und zum heute wieder einmal modischen Gerede von den Zivilisationskrankheiten. Carl Haffter

11. HANS FISCHER, *Johann Jakob Scheuchzer (2. August 1672 – 23. Juni 1733), Naturforscher und Arzt*. Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1973. 168 Seiten, 35 Abbildungen.

Wie Fischer betont, gibt es noch keine wissenschaftliche Biographie Scheuchzers; noch niemand hat sich daran gewagt, die 250 Bände seines handschriftlichen Nachlasses durcharbeiten. Manches, was er schrieb, z. B. eine Geschichte der Mathematik, ist deswegen unbekannt geblieben. – Um so verdienstvoller war es von Fischer, uns diese gedrängte Übersicht über das Leben des vielseitigen Gelehrten und sein Werk zu geben. Überaus fair weist er gleich eingangs einen großen Teil dieses Verdienstes RUDOLF STEIGER zu, der mit seiner Dissertation über Scheuchzers «Werdezeit» (Zürich 1927) und seinem Katalog des handschriftlichen Nachlasses (Zürich 1933) solide Grundlagen gelegt hat. Doch das Gesamtbild gezeichnet und dabei Scheuchzers Œuvre – vor allem das paläontologische – in die Wissenschaftsgeschichte eingeordnet zu haben, das ist Fischers Leistung. – Die Vaterstadt Zürich bildete den Rahmen, in dem Scheuchzers Werk sich entfaltete. Er wirkte vorwiegend als Privatgelehrter (die äußeren Daten seiner Laufbahn werden von Fischer etwas unsystematisch mitgeteilt) und hatte auf die Ängstlichkeit einer orthodox christlichen Obrigkeit Rücksicht zu nehmen: neben dem kopernikanisch-keplerschen Weltbild mußte er noch 1701, in *Jobi physica sacra*, das ptolemäische darlegen, ohne Stellung nehmen zu dürfen. Ungeachtet solcher Schikanen war es Scheuchzer vollkommen ernst damit, Naturforschung zum Lobpreis des Schöpfers zu betreiben, sie als «theologia naturalis» zu verstehen. Aus dieser Einstellung entsprang sein vierbändiges Hauptwerk, die *Physica sacra* (Augsburg 1731–35), in welcher er alles Naturwissen in die biblische Geschichte einbaut. Fischer sieht neben dem Großartigen auch das Bizarre eines solchen Unterfangens und stellt ihm die freiere Einstellung zur Wissenschaft gegenüber, wie sie etwa bei NEWTON, ebenfalls einem tief gläubigen Christen, erscheint (S. 108). – Scheuchzers strengem Bibelglauben entsprach es, daß er als Ursache sämtlicher Versteinerungen – mit THOMAS WOODWARD (1665–1728) – die Sündflut annahm. Der Wert seiner Beschreibung zahlreicher fossiler Pflanzen und Tiere wird durch diese Fehldeutung nicht beein-

trächtig. – Ein weiteres Hauptanliegen Scheuchzers war es, die Natur seiner schweizerischen Heimat, namentlich der Alpen, zu erforschen – u. a. mit vergleichenden barometrischen Messungen auf dem Gotthardpaß und in Zürich – und das Verständnis dafür seinen Landsleuten nahezubringen. Seine pädagogische Ader war wohl stärker als seine ärztliche; auf die letztere, die neben allem andern leicht übersehen werden könnte, geht Fischer mit Recht besonders ein (Schriften über das Heimweh und über die Marseiller Pest von 1720, kasuistische Mitteilungen über Arzneimittelvegiftungen). – Die Erforschung der nahen Alpenwelt bringt Scheuchzer in historischen Zusammenhang mit seinem großen Vorgänger KONRAD GESSNER; unter seinen Zeitgenossen brachte sie ihn in engste Verbindung mit der Royal Society in London und deren langjährigem Sekretär und Präsidenten Sir HANS SLOANE. Scheuchzers *Itinera Alpina* wurden, mit einem Beitrag Newtons an die Kosten, 1708 in London gedruckt. Das bekannte Interesse der Briten für die Schweizer Alpen zeigt sich hier schon sehr früh; es wird dabei aber auch deutlich, daß zu jener Zeit ein kräftiger Strom geistiger Anregung aus Großbritannien nach Zürich floß. Fischer gibt im Anhang einige Briefe Sloanes und anderer Briten an Scheuchzer wieder, und die Suche nach weiteren Spuren dieser Beziehungen in Scheuchzers Nachlaß, die vor kurzem cand. med. GERO DRACK an die Hand genommen hat, läßt geistesgeschichtlich aufschlußreiche Ergebnisse erwarten. H. M. Koelbing

12. S. A. J. MOORAT, *Catalogue of Western Manuscripts on Medicine and Science in the Wellcome Historical Medical Library II: Mss. written after 1650 A. D.* 2 Teile: A–M, S. I–VIII, 1–760; N–Z with indexes, appendix and supplement to vol. I, S. 761–1480. Wellcome Institute, London 1973. 30.– £.

Wer die medizinhistorische Bibliothek des Wellcome Institute in London betritt, ist beeindruckt von der imposanten Zahl von Büchern und Zeitschriften, die da zur freien Benützung aufgestellt sind. Bleibt der Besucher einige Tage, so genießt er dankbar die Hilfsbereitschaft des Bibliothekspersonals, das weitere, in den auswärtigen Magazinen des Institutes aufbewahrte Bücher oder Sonderdrucke in beliebiger Zahl herbeischafft. Von den Tausenden von Manuskripten, die die Bibliothek besitzt, ahnt der flüchtige Besucher kaum etwas. – Den wichtigsten Teil dieser Schätze hat der *Keeper of Western Manuscripts*, S. A. J. MOORAT, in jahrzehntelanger Arbeit mit aller wünschbaren Genauigkeit und Umsicht erschlossen. 1962 konnte er den ersten Band seines Katalogs vorlegen, der die vor 1650 geschriebenen Texte umfaßt (etwa 1500 Einheiten in 801 Nummern), elf Jahre später folgte nun der Doppelband, der die späteren Handschriften verzeichnet (Nrn. 810–5119; Nrn. 802–810 als Supplement zu Band I). Man findet darunter Kostbarkeiten so gut wie Kuriositäten: das Testament William Har-

veys, Praxisnotizen und Gedichte von Edward Jenner, das chirurgische Journal Larreys für das ereignisreiche Kriegsjahr 1813, die Manuskripte zu zwei (publizierten) Artikeln von Augustin-Pyramus de Candolle, ein Skizzenbuch Joseph Listers und ein Reisetagebuch seiner Frau, aber auch fünf Jahrgänge (1854–58) Krankengeschichten aus dem Zürcher Kantonsspital und natürlich viele Vorlesungsnachschriften. – Ein besonderes Lob verdienen die *Indizes* (über 300 Seiten): Hier werden die Manuskripte geordnet nach Entstehungsjahren, Sprachen, früheren Eigentümern und Sach-Schlagworten; Illustrationen, Exlibris und schöne Einbände sind ebenfalls gesondert registriert. – So schlug Moorat – er ist Anfang 1974 verstorben – mit seinem Katalog eine breite Brücke von seiner Schatzinsel zum potentiellen Benützer.

H.M. Koelbing

13. A. W. GUBSER und E. H. ACKERKNECHT (Herausgeber), *Constantin von Monakow: Mein Leben – Vita mea*. 323 Seiten, 1 Frontispiz. Huber, Bern 1970. Leinen Fr. 47.–, DM 42.–.

Es handelt sich um eine Autobiographie, von den Herausgebern in Vorwort, Einführung und Anmerkungen kommentiert, gelegentlich mit eingeschobenen Notizen anderer Herkunft ergänzt und mit einem sorgfältig redigierten Register versehen. Der Autor war ein abstammungsbewußter, aber wohl auch etwas abstammungsgeschädigter Sproß adliger russischer Großgrundbesitzer. Sein Vater hat seinen Koch noch mit dem Stock geschlagen, weil der Braten zu hart war. Sein Verhältnis zum Vater ist offenbar zeitlebens ein zwiespältiges geblieben. Seine Mutter starb früh. Mit zehn Jahren kam er nach Dresden; Gymnasialzeit, Medizinstudium und neurologisch-psychiatrische Laufbahn spielten sich – mit zahlreichen Intermezzi – vorwiegend in Zürich ab. Monakows Hinterlassenschaften sind neben der vorliegenden *Vita mea* und seinen vorwiegend hirnanatomischen Forschungsergebnissen die von ihm mit Bing und Dubois gegründete Schweizerische Neurologische Gesellschaft, das *Schweizerische Archiv für Neurologie und Psychiatrie* und vor allem auch das Hirnforschungsinstitut in Zürich, das er weitgehend aus eigenen Mitteln aufgebaut hat. – Ein Hang zum mondänen Gesellschaftsleben, der immer wieder die Gefahr der Zersplitterung der Kräfte heraufbeschwor, ein zäher und unermüdlicher Ehrgeiz, eine ebenso zähe und unermüdliche Liebe zur spezialistischen Arbeit einerseits, zur Gesamtschau andererseits charakterisieren Monakow immer wieder. So jedenfalls stellt er sich selbst dar. Eigentümlich ist dabei seine Mischung von Offenheit und Verschlossenheit, Klarheit und Undurchsichtigkeit, die den Leser ihm gegenüber gelegentlich auch ganz zwiespältig werden läßt. «Rousseaus Confessions sollen mir ein Vorbild sein. Eitelkeit, Ruhmsucht und Ehrsucht sollen fernbleiben, die habe ich längst überwunden», schreibt er einleitend. Und wenn man diese Worte einerseits als Resultat

tat einer kolossalen Täuschung zu betrachten geneigt ist, ist man doch andererseits immer wieder berührt von der außergewöhnlichen Distanz und Bescheidenheit, die ihr Autor sich selbst gegenüber tatsächlich aufbringt.

Esther Fischer-Homberger

14. CÉCILE ERNST, *Teufelaustreibungen*. Die Praxis der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. med. E.H. ACKERKNECHT. 147 Seiten. Huber, Bern 1972. Kartoniert Fr. 29.-/DM 26,-.

Kernstück dieses Buchs, dessen Autorin, Philologin und Medizinerin, seit Jahren in der Psychiatrie tätig ist, besteht in der Darstellung von 10 Fällen von Teufelaustreibungen an 13 Personen in den Jahren 1565–1613, die meisten davon aus Frankreich. Diese Falldarstellungen nehmen als 2. Teil knapp $\frac{2}{3}$ des Buches ein, eingerahmt von Teil 1: «Zeitgeschichtliches und Theologisches», und Teil 3: «Rückblick». Ein Geleitwort von Professor E.H. Ackerknecht und eine Einleitung stehen am Anfang, Literaturverzeichnis und Index am Ende des Ganzen. – Man gewinnt aus der Lektüre dieses Werks – die dank dem packenden Inhalt, besonders aber dank der großen sprachlichen Gewandtheit und Exaktheit der Autorin leicht fällt – ein eindruckliches Bild des Dargestellten. Wie die einzelnen Fälle in ihrem Zusammenhang mit den Persönlichkeiten der Exorzierten und ihrer Exorzisten und deren näherer Umgebung beschrieben werden, wird die Gesamtheit der Fälle in den Teilen 1 und 3 mit der Gesamtsituation ihrer Zeit in Beziehung gesetzt. Die Verflochtenheit von sozialen, wirtschaftlichen, kirchenpolitischen, persönlichen, zufälligen und anderen Faktoren mit der Teufelaustreibung tritt dem Leser dabei plastisch vor sein geistiges Auge. – Ein wichtiges Teilergebnis der Arbeit ist der Befund, daß Hexerei und Besessenheit, wiewohl Berührungspunkte da sind, durchaus zweierlei sind, und dies im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Tendenz der Historiographie (auch die Referentin hat sich dieser Kritik zu unterziehen), beides in aller Selbstverständlichkeit zu identifizieren. Die Autorin bemerkt, daß diese Tendenz eine eigene historische Beleuchtung verdienen würde. Der Unterschied in der damaligen Auffassung von Hexerei und Besessenheit läßt sich grob wohl mit dem heutigen Unterschied in der Auffassung von Kriminalität einerseits und nicht zuzurechnendem straffälligem Benehmen bei Geistesgestörtheit andererseits vergleichen. Bemerkenswert sind ferner die Beziehungen, die die Autorin zwischen Theater und Exorzismus und zwischen Exorzismus und Psychotherapie sieht. – C. Ernst macht aus ihrem psychiatrischen Hintergrund keinen Hehl, im Gegenteil: sie arbeitet damit. Ihre Falldarstellungen gleichen Musterbeispielen von psychiatrischen Krankengeschichten, und als letzten Abschnitt ihres Buches setzt sie: «Exorzismus und Psychotherapie». Man könnte über diesen Umstand stutzig werden: läuft die Autorin damit nicht Gefahr, ihre eigenen Gesichtspunkte und Voreingenommenheiten in

die Vergangenheit zurück zu projizieren und ihr Objekt damit auf dem Prokrustesbett ihrer Erwartungen zu verstümmeln? Lläuft sie nicht Gefahr, Geschichtsmedizin anstelle von Medizingeschichte zu schreiben? Doch diese Gefahr besteht für Frau Ernst nicht. Das hängt wohl damit zusammen, daß ihre Psychiatrie nicht so sehr diagnostizierend, ursächlich erfassend ist als vielmehr das, was Psychiatrie in diesem Fall (wie in vielen anderen Fällen, mit denen sie sich traditionsgemäß auseinandersetzt) sein kann, nämlich beschreibend-funktionalistisch, wenn man den ethnologischen Begriff verallgemeinern darf. Und damit ist sie methodisch einer Historiographie verwandt, die sich auf Aussagen beschränkt, die sie tatsächlich machen kann. Methodisch verwandt sind sich hier Psychiatrie und Historiographie auch insofern, als ihnen beiden der kritische Blick auf die eigenen Forschungsziele und Forschungsmethoden selbstverständlich ist. – Ernsts Schluß: «Etwas zeigt sich an unsern Exorzismen ganz deutlich: je mehr der Priester durch den Exorzismus im eigenen Interesse oder im vermeintlichen Interesse der Kirche etwas erreichen oder widerlegen oder beweisen will, was mit der Persönlichkeit des Besessenen nichts zu tun hat, desto ungünstiger wirkt in der Regel die Behandlung auf den Kranken. Das gilt genauso für die heutige Psychotherapie. Der Satz von Kant: 'Der Mensch soll für den andern Menschen Zweck an sich selbst und nicht Mittel zum Zweck sein', erweist sich für jene Zeit und erweist sich heute noch als wahr» – dieser Schluß läßt sich in diesem Sinne auf die Geschichtsschreibung ausweiten. Geschichtsschreibung raubt Vergangenen seine eigensten Entfaltungsmöglichkeiten im Jetzt, je mehr sie irgendeinem Interesse dient, das diesem Vergangenen fremd war. Sie verhilft ihm – auch das vorliegende Buch tut dies in hohem Maße – zu neuer Gesprächspartnerschaft mit Späterem, soweit sie es aus sich selbst heraus zu verstehen vermag.

Esther Fischer-Homberger

15. ERWIN H. ACKERKNECHT *Medicine and Ethnology*. Selected Essays. Edited by H. H. WALSER and H. M. KOELBING. 195 Seiten. Bern 1971. Fr. 29.–.

Es handelt sich um den Neudruck von zehn meist in Amerika zwischen 1942 und 1947 geschriebenen, bisher verstreut gebliebenen ethnomedizinischen Arbeiten des eminenten Medizinhistorikers Ackerknecht. Eingeleitet ist die Sammlung durch ein zehnsseitiges Interview der Herausgeber mit dem Autor. Bibliographie und Index für das Ganze sind am Ende beigegeben. – Zwei Problemkreise scheinen Ackerknecht als Ethnomediziner vor allem beschäftigt zu haben: die Art und Weise, in der Arzt, ärztliches Wissen und Heilkunst in das Gesamte einer jeweiligen Kultur eingebaut sind einerseits, andererseits die Problematik des Verstehens fremder Kultursysteme mit dem begrifflichen Instrumentarium der eigenen Kultur. In seinen frühen Arbeiten stehen beide noch nebeneinander: aus dem Jahre 1942 stammen eine vergleichende Untersuchung über die Stellung der

Medizin bei verschiedenen Stämmen und ein Artikel über die Schwierigkeiten, die für den Ethnomediziner daraus entstehen, daß die Konzepte, mit denen er an sein Objekt herantritt, dasselbe zu verzerren drohen (II, VII). In späteren Arbeiten durchdringen sich die genannten Problemkreise mehr und mehr. So etwa in der Auseinandersetzung mit der vielfach üblichen psychopathologischen Betrachtung des Medizinmannes oder mit den fortschrittsgeschichtlich kaum verständlichen Mechanismen primitivmedizinischer Errungenschaften bzw. Unterlassungen (in den Gebieten der Chirurgie und des anatomischen Wissens oder der Frühgeborenenpflege). Da zeigt es sich, daß die Frage nach der Funktion medizinischer Institutionen in einer gegebenen Kultur und die Frage nach der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit unseres anderskulturellen Denkens, dieselbe zu beantworten, voneinander nicht weit entfernt sind (III, IV, V, IX). Die Arbeiten über das Sammeln ethnomedizinischer Daten und über «natürlich» versus «übernatürlich» in Diagnostik und Therapie der Primitiven zeigen dies in noch allgemeinerer Weise (VI, VIII). Anfang und Schluß der vorliegenden Artikelsammlung werden durch Arbeiten zusammenfassender Art gebildet. – Ackerknechts ethnomedizinische Methode ist die sogenannte «funktionalistische», die der Autor vor allem unter dem Einfluß von Ruth Benedict zur seinen gemacht hat. Daß diese Methode seiner medizinhistorischen Methode gleicht, ist evident – nicht zufällig hat Ackerknecht seine *Kurze Geschichte der Psychiatrie* dem Andenken an Ruth Benedict gewidmet. Gemeinsam ist beiden ein grundsätzlich unnaives Herangehen an das Objekt, sei dies nun ethnologischer oder historischer Natur. Worte und Aussagen werden nicht so sehr auf ihren allfälligen Wahrheitsgehalt als vielmehr auf ihre Funktion hin untersucht, die sie im Rahmen ihres Wirkungskreises haben. Ackerknecht ist sich dessen restlos bewußt, wie sich das in seinem sehr schön zusammengestellten Interview mit Koelbing und Walser zeigt. Er erläutert in diesem Interview auch, was er sich von dieser Methode erhoffte und erhofft. Eine gewisse Resignation ist dabei unverkennbar. Ackerknecht war in jungen Jahren ein überzeugter Marxist gewesen und hatte im Marxismus ein Instrument in der Hand zu haben gehofft, mit dem sich soziale und sozialwissenschaftliche Probleme rational lösen ließen. Die Ereignisse von 1933, die ihn zur Emigration nach Frankreich gezwungen haben, ließen seine Zweifel an diesem Konzept überhand nehmen. Er suchte dann in der französischen Soziologie, die damals eng mit der Ethnologie verbunden war, nach einem rationalen und leistungsfähigen Verständnis der Gesellschaft. Die Enttäuschung bestand nun wohl darin, daß er im Funktionalismus zwar eine rationalere Methode des Gesellschaftsverständnisses fand, damit aber noch kein Instrument zur vernünftigen Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse, denn Einsicht und Macht sind doch zweierlei. – Immerhin scheint die funktionalistische Methode den Blick auf die Macht wenigstens freilegen und damit gegen gewisse Machtansprüche mindestens resistent machen zu können. Das merkt derjenige, der mit der «funktionalistischen» Betrachtung

tungsweise in bezug auf die eigene Umgebung und Selbstinterpretation ernst macht; das haben die Leser gemerkt, die die Lehren, welche Ackerknechts Schriften in sich schließen, herauszulesen vermögen; das haben auch einige von denen gemerkt, die Ackerknechts frei stehende, unabhängige Person kennen.

Esther Fischer-Homberger

16. C. D. O'MALLEY (Editor), *The History of Medical Education*. UCLA Forum in Medical Sciences, Nr. 12. 548 Seiten. University of California Press, 1970. \$ 20.– bzw. Fr. 71.30.

Der vorliegende Band umfaßt Beiträge von 19 Autoren zu einem Internationalen Symposium, das vom 5. bis 9. Februar 1968 in Los Angeles abgehalten wurde. Auch der inzwischen verstorbene Herausgeber hat einen Beitrag beigesteuert. Behandelt wird die Geschichte der medizinischen Ausbildung in Europa von der Antike bis heute, im mittelalterlichen Islam, in Rußland, dem Fernen Osten und beiden Amerika. – Daß diese Geschichte nicht Randgebiet der Medizingeschichte, sondern integrierender Bestandteil derselben ist, zeigt dieses Buch deutlich. Das W. von Humboldtsche Prinzip der «Einsamkeit und Freiheit» von Lehre und Lernen an den deutschen Universitäten, über welches Hans H. Simmer berichtet, mußte sich auf die ärztliche Wissenschaft und Praxis tiefgehend auswirken und ganz anders als etwa das Hochhalten von Traditionen scholastischer Prägung, welches Francisco Guerra als für den spanischen Kulturkreis typisch herausarbeitet. – Randgebiet der Medizingeschichte ist die Geschichte der medizinischen Ausbildung höchstens insofern, als sie mit politischer Geschichte, Kulturgeschichte, Sozialgeschichte und anderen Geschichten vielfach untrennbar verflochten ist. Charles Talbot weist auf die hervorragende Stellung der Mnemotechnik in der medizinischen Ausbildung des Mittelalters hin, die die vom Zeitalter des Buchdrucks vielgerügte mittelalterliche Autoritätsgläubigkeit mitbedingt haben dürfte; John Z. Bowers und Pierre Huard zeigen, wie weitgehend in Südostasien samt Japan die Einstellung gegenüber den westlichen medizinischen Ausbildungsmethoden politische Tendenzen widerspiegelt. Zusammenhänge zwischen dem früheren amerikanischen *laissez faire* auch in Sachen der medizinischen Ausbildung und der amerikanischen Medizin zeigt Wm. Frederick Norwoods Arbeit auf. Auch Einzelfragen aus der Geschichte der medizinischen Ausbildung werden geklärt. Verschiedentlich wird der Geschichte des Unterrichts am Krankenbett nachgegangen; Erna Lesky verfolgt die bis tief ins Mittelalter zurückreichende Tradition des «Bedside Teaching», die für die Wiener Schule so charakteristisch ist. – Doch das sind Einzelheiten aus dem Vielen, was das vorliegende Werk enthält. Im ganzen ist trotz der vom Herausgeber festgestellten unvermeidlichen Lücken die Bemühung um Koordination und möglichst breite

und informationsreiche Bearbeitung des gegebenen Themas spürbar, die diesem Buch auch zu seiner Daseinsberechtigung neben der bereits vorhandenen Literatur verhilft. Zu bemäkeln ist, daß der Index das zusammengetragene Material nur teilweise und nicht zuverlässig erschließt. Esther Fischer-Homberger

17. ERNA LESKY und ADAM WANDRUSZKA (Herausgeber), *Gerard van Swieten und seine Zeit*. Internationales Symposium der Universität Wien 1972. In *Studien zur Geschichte der Universität Wien*, Band VIII. 194 Seiten, 10 Kunstdruckbilder, 1 Textillustration. Verlag Hermann Böhlaus Nachf. GmbH, Wien 1973. Leinenband DM 54,-.

Im Mai 1972 gedachte die Universität Wien der 200. Wiederkehr des Todestages von Gerard van Swieten durch ein Internationales Symposium. Vom hohen Niveau der Verhandlungen zeugt die hier vorliegende Sammlung der damals gehaltenen Vorträge. E. Lesky, die in unermüdlicher Tätigkeit diese würdige Form einer Gedenkfeier organisierte, hielt im Festsaal der Universität Wien den Hauptvortrag mit dem Titel «Gerard van Swieten – Auftrag und Erfüllung». Ihre Darstellung der Persönlichkeit van Swietens und seines zielbewußten Wirkens ist meisterhaft gelungen. Dazu trägt wohl nicht wenig bei, daß ihre Ausführungen in fast jedem Abschnitt auf neuen Archivstudien beruhen, die manches anscheinend Bekannte richtigstellen oder wenigstens in deutlicherem Licht erscheinen lassen. Erfreulich ist, daß Frau Lesky die Mühe nicht scheute, den Vortrag für den Druck wesentlich zu erweitern und ihre Quellen auf 29 klein gedruckten Seiten beizufügen. Dafür sind ihr die Freunde der Medizingeschichte des 18. Jahrhunderts besonders dankbar, zumal ja – nach ihren eigenen Hinweisen – das Thema «van Swieten» noch durchaus nicht abschließend behandelt werden konnte, so fehlt z. B. eine Studie über die Religiosität van Swietens, auch seine Tätigkeit als Präfekt der Hofbibliothek würde wohl noch eine besondere Untersuchung verdienen. – Die Fachsitzungen fanden in der Josephinischen Bibliothek des Wiener Institutes für Geschichte der Medizin statt; wer je dort vortrug, weiß um das Ambiente dieses Raumes. G. A. Lindeboom sprach über «van Swietens ersten Lebensabschnitt (1700–1745)»; er bot eine vortreffliche biographische Ergänzung über die in Holland verbrachten Jahre van Swietens. Chr. Probst entwickelte van Swietens Bedeutung als praktizierender Arzt und ärztlicher Forscher. G. Klingenstein wählte «van Swieten und die Zensur» zum Thema ihrer Ausführungen, sie brachte damit eine der großen nichtmedizinischen Reformleistungen van Swietens zur Diskussion. Sehr gut belegt sind die Ausführungen von B. Zanobio «Sulla riforma dell'insegnamento della medicina nella Università di Pavia al tempo di Gerard van Swieten». Bisher unbeachtet gebliebene interessante Zusammenhänge über «Boerhaave-Schüler als Medizinalpolitiker» wies

E. H. Ackerknecht nach. L. Belloni legte die Bedeutung von Morgagnis «De Sedibus et Causis Morborum per Anatomicos Indagatis» dar. Die kulturelle Bedeutung der Wiener Hofbibliothek ließ G. Ricuperati aufleuchten durch seine Ausführungen über «Pio Nicolò Garelli, predecessore del van Swieten nella Hofbibliothek». Sehr beachtlich muß auch die Ausstrahlung Gerard van Swietens und seines Sohnes Gottfried in Ungarn gewesen sein, von der weitere drei Beiträge handeln. Als Abschluß des Bandes stellten E. Lesky und E. Rohl das Schrifttum zu Leben und Werk Gerard van Swietens zusammen. Druck und Ausstattung des Bandes sind gut, keine medizinhistorische Bibliothek kann auf seine Anschaffung verzichten.

E. Hintzsche

18. CLIVE M. McCAY, *Notes on the History of Nutrition Research*. Herausgeber: F. VERZÁR. 234 Seiten, 3 Abbildungen, 10 Tafeln. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1973. Fr. 42.-/DM 38,-.

Die Sammlung von Auszügen alter Literatur über tierische und menschliche Ernährung hätte eigentlich als Grundlage zu einem Werke über die Geschichte dieses Fachgebietes dienen sollen. Teile daraus verwandte der Verfasser, um seine auf dem Gebiet der Ernährungsforschung tätigen Schüler darauf hinzuweisen, wie neue Entdeckungen frühere Beobachtungen besser verständlich werden lassen, so daß sie sich manchmal sogar noch als nutzbar erweisen. Das ganze Werk besteht eigentlich aus aneinandergereihten Bruchstücken, die etwa bis zum Jahre 1930 folgende Kapitel betreffen: 1. Wie der Weg durch die Ernährungsliteratur zu finden ist. 2. Drei große Probleme der Ernährung und der Biochemie (Umwandlung der Fettstoffe in Fleisch und Milch; Beziehungen des Stickstoffes der Luft zu dem im Boden, in Pflanzen und in Tierkörpern vorkommenden Stickstoff; sind Eiweiße, Fette oder Kohlehydrate die Energiequellen für die tierische Arbeitsleistung?). 3. Eiweiße und deren Nährwert (18. Jahrhundert bis 1833). 4. Eiweiße (spätere Analysen und deren Methodik). 5. Eiweiße und Krankheitslehre. 6. Anorganische Substanzen. Von der Vitaminologie sind einzig die frühen Studien über das Vitamin D berücksichtigt. Erkrankung und Tod des Sammlers dieser Notizen verhinderten leider, daß er selbst das Buch zum Druck fertig machen konnte. Seine Vorarbeiten übernahm ein Kollege L. A. Maynard, der das Werk gleichfalls als Torso hinterließ. So legte der jetzige Herausgeber, F. Verzár, als dritter letzte Hand an das Manuskript, dem er möglichst seine Originalform beließ; nur einige Schreib- und Übersetzungsfehler wurden korrigiert und die in den Text eingestreuten Kurzbiographien am Schluß zusammengefaßt. Bei einer solchen Vorgeschichte wird der Leser viele Fehler in den biographischen Daten entschuldigen und sie in seinem Exemplar verbessern, so etwa S. 18, wo aus Johann Conrad Brunner zwei Männer wurden, ein Johann

Conradi und ein Brunner, dieser ohne Vornamen. Wer etwa die im 7. Kapitel zusammengestellten Kurzbiographien als Quellen benutzen will, sollte die Einzelangaben unbedingt kontrollieren; sie enthalten so viele Fehler, daß man die Kurzbiographien besser weggelassen hätte. Das Buch hätte dabei nur gewonnen, zumal der eigentliche Text durchaus brauchbare Notizen über die Geschichte der Ernährungsforschung bringt. E. Hintzsche

19. DIETLINDE GOLTZ, *Studien zur Geschichte der Mineralnamen in Pharmazie, Chemie und Medizin von den Anfängen bis Paracelsus*. Sudhoffs Archiv, Beiheft 14. X, 455 Seiten. Verlag Franz Steiner GmbH, Wiesbaden 1972. Broschiert DM 112,-.

Wer je bei seinen Studien alten Rezeptvorschriften begegnete, wird sich ein Buch der vorliegenden Art gewünscht haben, in dem die Nomenklatur der Substanzen mineralischer Herkunft soweit irgend möglich auf die frühesten Quellen zurückgeführt wird. Als Ziel ihrer Arbeit nennt die Autorin im Vorwort, einen Beitrag zur Geschichte der Mineralnamen vorzulegen, die von der babylonischen Epoche an bis ins 16. Jahrhundert in Medizin, Chemie und Pharmazie gebräuchlich waren. Geschickterweise fügt sie dem Text an geeigneten Stellen Zusammenstellungen und Erläuterungen bei, so S. 71 der babylonischen Mineralnamen, S. 129 der Mineralnamen in der *Materia medica* des Dioskurides und der Naturgeschichte des Plinius und auf S. 231 der arabischen Mineralnamen. Probleme der Übersetzung von Fachausdrücken in fremde Sprachen und der Mehrsprachigkeit der chemischen Nomenklatur von Mineralnamen boten besondere Schwierigkeiten, zumal die vorliegenden Untersuchungen nur aus Originaltexten in ihrer Originalsprache erarbeitet werden konnten. Die Verfasserin bemühte sich auch, die allgemeinen Prinzipien zu entwickeln, die für die Benennung mineralischer Substanzen maßgeblich waren, ehe man im 18. Jahrhundert begann, deren chemische Konstitution der Namengebung zugrunde zu legen. Da die heutige chemische Nomenklatur von Mineralien in ihrem etymologischen Bestand auf dem Wortschatz des 16. Jahrhunderts basiert, wurden für die vorliegende Studie alle Kulturkreise und Sprachbereiche herangezogen, die wesentliche Beiträge zu den Mineralnamen beigesteuert haben. Dafür kommen in Betracht 1. der babylonische Kulturkreis, 2. der besonders wichtige Anteil der griechisch-römischen Antike an der chemischen Nomenklatur, speziell auch wegen ihres Weiterwirkens im frühen Mittelalter, 3. der arabische Kulturkreis wegen der Bedeutung der dort gebräuchlichen Mineralnamen und ihrer Übernahme durch das lateinische Abendland. Schließlich werden im letzten Abschnitt die Probleme behandelt, die durch die Übernahme der arabischen Namen entstanden, denen sich die Bemühungen der philologischen Medizin um eine Sprachreinigung im Bereiche der *Materia medica* an-

schlossen, auch die chemische Nomenklatur von Paracelsus fand hier ihren Platz. Bemerkenswert sei noch, daß die Alchemie unberücksichtigt blieb, da sich ihr Einfluß auf die chemische Nomenklatur der Mineralien erst später geltend machte. Eine große Hilfe für den Benutzer sind die 39 Seiten zweiseitiger Register der Personen, der Sachgebiete und der Mineralnamen; letzteres ist sprachlich unterteilt in lateinische und deutsche, arabische, griechische, akkadische (babylonische), syrische (aramäische), persisch-arabische, hebräische, ägyptische und eine lange Liste verballhornter und nicht deutbarer Namen. Ein nützliches und in Anbetracht von Umfang und Inhalt nicht zu teures Buch. E. Hintzsche

20. RENÉE GICKLHORN, *Missionsapotheker*. Deutsche Pharmazeuten im Lateinamerika des 17. und 18. Jahrhunderts. Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Band 39. 113 Seiten, 16 Abbildungen. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart 1973. Kartoniert DM 18,50.

Wie die Verfasserin erstmals 1940 bemerkte, enthalten die Berichte der in Übersee tätigen Missionare nicht wenige naturwissenschaftliche Beobachtungen. Sie ging teils in heimischen Archiven, teils auf Forschungsreisen dem Wirken einzelner solcher als Apotheker tätig gewesenen Missionare nach und konnte für eine kleine Reihe genauere Angaben ermitteln. Ihre Studien betreffen: Rio-de-la-Plata-Staaten: Heinrich Peschke 1672–1729 und Sigismund Aperger 1687–1772; Chile: Joseph Zeitler 1724 bis nach 1772; Mexico: Johann Steinhöfer 1664–1716; Philippinen: Georg Joseph Kamel 1661–1706 und Paulus Klein 1652–1717; Paraguay: Florian Paucke 1719–1780; Amazonien: Franz Xaver Veigl 1723–1789. Wie man sieht, handelt es sich zumeist um wenig bekannte Männer, deren Wirken mehr in seiner Gesamtheit gewertet werden muß. Titelblätter von Büchern und Manuskripten, botanische Zeichnungen und einige Handschriftenproben runden den Inhalt ab, der für Spezialisten auf dem Gebiete der südamerikanischen Pflanzen- und Giftkunde einiges Interessantes bietet, so einen Curare-Bericht vom Jahre 1768. Beachtung verdienen auch die ziemlich eingehenden Anmerkungen. E. Hintzsche

21. BERNHARD STICKER und FRIEDRICH KLEMM (Herausgeber), *Wege zur Wissenschaftsgeschichte*. Lebenserinnerungen von FRANZ HAMMER, JOSEPH E. HOFMANN, ADOLF MEYER-ABICH, MARTIN PLESSNER, HANS SCHIMANK, JOHANNES STEUDEL und KURT VOGEL. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und der Technik, Heft 10. 153 Seiten mit Bibliographien und 7 Porträts. Verlag Franz Steiner, Wiesbaden 1969. DM 16,-, Fr. 21.60.

Es war ein guter Gedanke, sieben betagte Wissenschaftshistoriker zu bitten, etwas über ihren Weg aufzuzeichnen. Geboren sind Schimank und Vogel 1888, Meyer-Abich 1893, Hammer 1898, Hofmann und Plessner 1900, Steudel 1901; inzwischen bereits gestorben sind Hammer 1969, Meyer-Abich 1971, Hofmann und Steudel 1973. Von der Mathematik her kamen Vogel, Hammer, Hofmann, von der physikalischen Chemie her Schimank, von der Philosophie Meyer-Abich, von der Philologie Plessner, von Archäologie und Medizin her Steudel. Fast ein Leben lang Lehrer waren Schimank, Vogel, Hofmann, Bibliothekare Meyer-Abich und Hammer. Die meisten tasteten sich einsam zu den Quellen vor, erlangten spät eine Hochschuldozentur und wurden Bahnbrecher ihres Faches. – Schimank schwankte zwischen Literatur- und Naturwissenschaft. Als Assistent bei Nernst trieb er Sprengstoffchemie. Er wurde Lehrer an den Technischen Lehranstalten in Hamburg. Der Publizist vertiefte sich zum ernstesten Historiker, der die Geschichte der Physik, der Chemie und unter dem Einfluß von Matschoß auch der Technik pflegte. Rosenbergers *Newton*, Gerlands *Papin*, Wohlwills *Galilei* wiesen ihn zu den Quellen. Das alte Hamburg und Guericke zogen ihn besonders an. – Schon als Schüler wollte Vogel wissen, wie die alten Ägypter gerechnet haben. Heinrich Wieleitner förderte ihn. Die ägyptische, babylonische und mittelalterliche Mathematik wurden zum Arbeitsfeld. Das Wirken an der Universität München bereitete die Errichtung eines Lehrstuhls vor. – Hofmann wurde durch die Werke Moritz Cantors und Anton von Braunmühls und durch den Umgang mit Wieleitner für die Mathematikgeschichte gewonnen. James Gregory, Nikolaus Mercator, Cusanus und Leibniz bildeten Schwerpunkte seines Schaffens. Im Krieg verbrannten ihm Bücher und Aufzeichnungen. – Littrows «Wunder des Himmels» begleiteten den Knaben Franz Hammer. Nach Schuldienstjahren wurde er an die Stuttgarter Landesbibliothek gewählt. Max Caspar vermittelte die Mitarbeit an der Kepler-Ausgabe, zunächst halbtags. Der Krieg zerstörte die Bibliothek und Hammers Gesundheit, nicht aber das Lebenswerk, das sich an der Kepler-Ausgabe erfüllte. – Meyer-Abich studierte bei Husserl und Eucken Philosophie. Als Bibliothekar der naturwissenschaftlichen Abteilung wurde er zum Biologehistoriker und legte den Grund zum Hamburger Lehrstuhl. Drei Jahre an der Universität von Santiago in Chile rückten ihm Alexander von Humboldt nahe, und drei Jahre leitete er das Tropenforschungsinstitut in Santo Domingo auf Haiti. – Steudel kam zur Medizingeschichte dank dem Leipziger Institut, das Sudhoff und Sigerist aufgebaut hatten und das nun dem Chirurgiehistoriker Walter von Brunn unterstand. Auch dort gingen im Krieg Schätze verloren; Steudel aber konnte in Bonn eine eigene Stätte begründen. – Plessner wiederum wurde als Arabist durch Editionsarbeiten zur antiken Astronomie und Alchemie hingeleitet. – Der Leser darf aus der Lebenserfahrung der Schreibenden schöpfen. Ein Historiker der Naturwissenschaften soll sich des Gehabens der eigenen Zeit entäußern lernen und in eine Umwelt versetzen, deren Fragen er als

vernünftig und berechtigt anerkennen muß (Schimank). Es gibt nicht eine einzige, stets wachsende Naturwissenschaft, sondern aufeinanderfolgende Epochen mit ihrer besonderen Naturwissenschaft, Philosophie und Mathematik und dem nur für sie gültigen Maßstab (Meyer-Abich). Heinz Balmer

22. HANNO BECK, *Geographie*. Europäische Entwicklung in Texten und Erläuterungen. Orbis academicus, Band II/16. 510 Seiten. Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1973. DM 65,-, Fr. 84.50.

Welche Ernte ist hier unter Dach gebracht! Ungeheure Belesenheit wählte die Texte aus. In gepflegter, bewegter Sprache erzählen die erläuternden Zwischenberichte. Es enthüllt sich, was jede Zeit unter Geographie verstand. Das Geistige der Erdkunde wird sichtbar. Ruhig schreitet das Buch von der Antike bis zur Gegenwart. Im Anhang steigen geradezu Erdteile von Anmerkungen und Bibliographien empor. Biographische Hinweise ergänzen den Band; vorbildliche Register erschließen ihn. – Der Verfasser ist einer der größten Wissenschaftshistoriker der Gegenwart, Professor in Bonn, Ehrenmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Die Schweiz ist durch Abschnitte aus Sebastian Münster und Josias Simler, Albrecht von Haller, Horace-Bénédict de Saussure, Ludwig Rütimeyer gut vertreten; viele andere Humanisten, Aufklärer und Geologen der Schweiz sind knapp gewürdigt. – Die Griechen sannten über Rätsel nach. Warum schwoll mitten in der Sommerdürre der Nil an? Wo entsprang er? Herodot brauchte Geographie als Schauplatzkunde. Eratosthenes maß und zeichnete die Erde. Der vielgereiste Strabo verfaßte das ausführlichste erdkundliche Werk. Der Spanier-Römer Pomponius Mela schöpfte die Quellen aus. Ptolemäus prägte das Weltbild für Jahrhunderte. – Das Mittelalter leitete die Erdgeschichte aus der Bibel ab und schuf die Erdkarte zum Erbauungsbilde um. Die Araber setzten indessen die griechischen Leistungen fort: al Biruni, Idrisi, Ibn Batuta. Südeuropa bildete die Nautik aus. – Der Humanist verband Geographie und Geschichte zur Kosmographie. Der Blick weitete sich; Amerika tauchte auf. Aber auch die Sicht auf die Heimat wurde schärfer; Landtafeln entstanden. Simler beschrieb die Alpen. Barthel Stein bestieg zu Wittenberg den ersten Lehrstuhl des Faches. – Das 17. Jahrhundert reihte sich würdig an. Barockmissionare berichteten über Äthiopien und China. Philipp Clüver erweckte die historische, Bernhard Varenius die allgemeine Geographie. – Oft wollte die Erdkunde Belege für Gottes Fürsorge liefern. Aber der Schritt klomm bergan. Die Aufklärung eroberte die Berge, nahm physikalisches Gerät als Hilfe mit. Haller gewahrte die Vegetationszonen. – Kant entband die Geographie vom Dienst an Theologie und Geschichte. James Cook umsegelte die Welt; Georg Forster entwarf Landschaftsbilder. Saussure durchforschte die Alpen. Anton Friedrich Büsching und Johann Michael Franz hegten die Staats-

kunde. Der Streit, was Basalt sei, schied die Geister. Der Geologe Abraham Gottlob Werner hielt ihn für ein Sediment; die Vulkanisten betrachteten ihn als Ergußgestein. Sie siegten mit Leopold von Buch. – Die Spanne von 1799 bis 1859 betrachtet Hanno Beck als Zeit der klassischen Geographie. Alexander von Humboldt zog Profile durch Spanien und Mexiko, entwarf Isothermen, gab der Pflanzengeographie und Klimatologie den nachhaltigen Aufschwung. Carl Ritter streute Saat als großer Lehrer, schrieb seine Erdkunde, erwog die Produktenlehre und die historischen Veränderungen der Erdoberfläche. Die Formenbeschreibung erweiterte sich zur Formendeutung. Der Entwicklungsgedanke brach ein. Rüttemeyer schilderte die Arbeit des fließenden Wassers. Oscar Peschel verglich Gestaltformen der Erdoberfläche und zog daraus Schlüsse. Moritz Wagner spähte nach den Wanderungen der Organismen. Von 1871 an mehrten sich die Lehrstühle. Geomorphologie, Klimakunde, Ozeanographie wurden ausgebaut, Länderkunde, Landeskunde, Schulgeographie gepflegt. In Ferdinand von Richthofens China-Werk erreichten Länderkunde und Formenlehre eine neue Stufe. Die Fruchtbarkeit Friedrich Ratzels förderte die Anthropogeographie, die Redegabe Alfred Kirchhoffs die Schulgeographie. Die französische Erdwissenschaft blühte unter Elisée Reclus und Paul Vidal de la Blache, Emmanuel de Margerie und Emmanuel de Martonne. – An der Schwelle des 20. Jahrhunderts eröffnen Albrecht Penck und Eduard Brückner die moderne Eiszeitforschung. Aus Amerika wirkt William Morris Davis ein, der die Landschaften als Erosionszyklen beurteilt. Alfred Hettner nimmt als führender Methodiker Stellung. Otto Schlüter legt den Grund zur Kulturgeographie. Die künstlerische Erdbeschreibung findet neue Pflege. Der Nationalsozialismus gewinnt drohenden Einfluß. Carl Troll, Hermann Lautensach und andere retten das Erbe und leben das Vorbild der Forschung. – Was hier überstreift wurde, gewinnt in Hanno Becks Buch Leben. Der Gang von Zeitraum zu Zeitraum, von Frage zu Frage, von Gestalt zu Gestalt ist für den Freund geistiger Entwicklungen anregend, weckend, erhellend.

Heinz Balmer

23. JOACHIM TELLE, *Petrus Hispanus in der altdeutschen Medizinliteratur*. Untersuchungen und Texte unter besonderer Berücksichtigung des 'Thesaurus pauperum'. Inaugural-Dissertation (Neuphilologische Fakultät), Heidelberg 1972. 473 Seiten.

Nach langjähriger Vorarbeit (seit 1931) veröffentlichte Gerhard Eis 1954 seine monumentale Übersicht über die «Fachprosa des Mittelalters» (in Wolfgang Stammler [Herausgeber], *Deutsche Philologie im Aufriß*, Band 2 [Berlin/Bielefeld 1954], Sp. 1633–1688; als «Mittelalterliche Fachprosa der Artes», idem, 1960 [Berlin], Sp. 1103–1216. Dadurch bekam das Studium der medizinischen Fachliteratur erst richtig seine breite Basis – eine Dissertation folgte der anderen nach,

von Germanisten mit einer Gründlichkeit, die das Wahrzeichen der Eis-Schule ist, bearbeitet. – Telles Studie über Petrus Hispanus und dessen *Thesaurus pauperum* ist davon eines der letzten Zeugnisse. Weil es längst nicht mehr genügt, einen einigermaßen zuverlässigen Text herauszugeben, untersuchte Telle – wie heute arbeitsüblich – sämtliche auffindbaren deutschen «Thesaurus» (= «Schatz»)-Überlieferungen, die in acht Handschriften verschiedener Bibliotheken vorliegen. Darunter auch Cod. S. 386 der Zentralbibliothek Solothurn (Schweiz) (Telle: S. 37–42). Eine Textkonkordanz schließt diesen Teil ab (S. 61–72). «Schatz»-Florilegien (S. 73–97), zerklüftete «Schatz»-Überlieferungen (S. 98–116) und taube «Thesaurus»-Handschriften (S. 116–128) werden nicht weniger exakt untersucht. Was den Medizinhistoriker besonders interessiert – Quellenstudium, Inhaltsanalyse und Nachwirkung des Thesaurus – wird ebenfalls mit hervorragender Sachkenntnis behandelt (S. 129–301). Die wirkungsmächtigste Rezeptionsform der Thesaurus-Übersetzung, wie sie im Cod. Amb. 55 der Nürnberger Stadtbibliothek vorliegt, das sogenannte «Nürnberger Arzneibuch», bildet die Grundlage für die als Anhang erfolgte Textausgabe (S. 302–377), das «Schatz»-Florilegium im «Speyer Arzneibuch» braucht nur wenige Seiten (S. 378–391). Mit wertvollen Verzeichnissen (S. 392–473) schließt das Werk ab. Zu erwähnen bleibt noch die bio-bibliographische Einleitung über den Autor Petrus Hispanus, praktischer Arzt, scholastischer Gelehrter, Pontifex maximus (Papst Johannes XXI.), dessen Leben – «nur schemenhaft sichtbar» – noch immer nicht monographisch behandelt wurde. Um so mehr müssen wir Telle auch dort dankbar sein für die umfassende Literaturverarbeitung, besonders für seine eigenen, verdienstvollen Ergänzungen. Willem F. Daems

24. *Renward Cysats medizinische und naturwissenschaftliche Aufzeichnungen: RENWARD CYSAT, Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro Chronica Lucernensi et Helvetiae*, 1. Abteilung, 1. Band, 3. Teil: *Observationes variae tam iucundae quam utiles de rebus physicis, naturabilibus ac medicinalibus ... Amicis et posteris consultum*. Bearbeitet von Dr. phil. JOSEF SCHMID. XXV + 403 Seiten. Tafeln, Textabbildungen, Faksimile. Diebold-Schilling-Verlag, Luzern 1972. Fr. 180.–.

Der vielseitige Luzerner Apotheker, Stadtschreiber und Osterspieldichter Renward Cysat (1545–1614), dem Mailänder Geschlecht der Cisati entstammend, gehörte zu den gelehrtesten Schweizern seiner Zeit. Da er aber nichts Größeres publizierte, erinnerte sich die Wissenschaftsgeschichte seiner kaum mehr. Aus seinem immensen Nachlaß – 22 Folianten – hat der Luzerner Staatsarchivar JOSEF SCHMID nun den vorliegenden Band medizinisch-naturwissenschaftlicher «Beobachtungen» herausgegeben. Cysat gedachte offensichtlich, sie zur Beh-

rung seiner Freunde und Nachkommen zu veröffentlichen, ohne sie jedoch druckfertig zu machen und wohl auch ohne dafür einen Verleger zu finden. Die Arbeit des Herausgebers war deshalb riesig: Cysats Kollektaneen enthalten eigene Beobachtungen und Schriften (ärztlich-pharmazeutische Konsilien) neben zahlreichen Exzerpten, einzelnen Druckschriften und vielen Briefen; dieses Material mußte systematisch geordnet und genau entziffert werden (die in den Band eingefügten Faksimile-Stücke geben einen Begriff von der Schwierigkeit dieser Aufgabe). Das meiste ist deutsch geschrieben; die nicht ganz seltenen lateinischen und italienischen Texte werden in der Regel sowohl im originalen Wortlaut wie in einer eleganten deutschen Übersetzung gegeben, die auch Schmidts Vertrautheit mit der alten medizinischen Terminologie verrät. – Einen Einblick in die Thematik von Cysats «unterhaltsamen und nützlichen Beobachtungen» hat in dieser Zeitschrift vor vielen Jahren P. JUNG gegeben (*Gesnerus* 9 [1952] 42–52). Schmidts Edition enthält, neben einigen kleineren Abschnitten, folgende Hauptgruppen: angewandte Wissenschaften (Hauswirtschaft, Landwirtschaft), Medizin und Pharmazie, Naturkunde und Naturwissenschaft. – Cysat zeigt eine ausgesprochene Freude am Merkwürdigen, Ungewöhnlichen. So verzeichnet er z. B. eine ganze Reihe – wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher – Mehrlingsgeburten. Fremden Berichten schenkt er gerne Glauben: so sieht er es beispielsweise als erwiesen an, daß in Schottland Gänse auf den Bäumen wachsen und daß am Sinai tatsächlich das Einhorn lebt, dessen Horn «ein herrliches, ja kostbarlichstes remedium für genossen Gift, auch in den giftigen pestilenzischen febern» abgibt (S. 221). Sehr fundierte Kenntnisse besitzt er in der Botanik; in seinem Garten zog er südländische Pflanzen auf. Diesen Interessenbereich teilte er mit dem Basler Arzt FELIX PLATTER, dessen botanischen Garten und Raritätenkabinett er begeistert beschreibt. Als Apotheker faszinierten ihn auch die Alchemisten, die – betrügerisch oder bloß verblendet – immer wieder den Anspruch erhoben, aus weniger edlen Metallen Gold machen zu können. Dabei erfahren wir (S. 310), daß die eidgenössische Tagsatzung 1598 die Alchemisten «als Landbetrüger» aus ihrem Gebiet verbannte; das Verbot wurde 1600 noch einmal erneuert. – Was Cysat an eigenen Beobachtungen über seine Mitmenschen mitteilt, geht über das eigentlich Medizinische hinaus ins Psychologische und Soziale, so etwa sein Bericht über Trunksüchtige und ihr Gegenstück, temporär oder – ein Einzelfall! – dauernd alkoholabstinente Personen. Diese offene Weite des Blickes erinnert an die *Observationes* FELIX PLATTERS (Basel 1614), der freilich Cysat an Beobachtungsschärfe, Kritik und Darstellungskraft überlegen war. – Auch in medizinischen Fragen pflegte Renward Cysat mit Platter reichen Gedankenaustausch. Der Basler Professor und Stadtarzt verübelte es dem gelehrten Luzerner Apotheker offenbar keineswegs, daß er auch ärztliche Ratschläge gab; er achtete ihn durchaus als seinesgleichen. – Cysats Sammlung enthält eine Reihe höchst aufschlußreicher Dokumente zu einer medizinischen Streitfrage des ausgehenden

16. Jahrhunderts (über die aber noch im 18. polemisiert wurde): soll man Pestkranken zur Ader lassen? (S. 186 ff.). Dr. PETER KÜNTZI (Künzlin oder Quentius, Quentzius) in Freiburg im Uechtland hatte sich in dieser Frage an Platter gewandt, der ihm am 24. Oktober 1594 kurz und überzeugend auseinandersetzte, daß und warum der Aderlaß bei der Pest unnütz, ja schädlich sei. Quentius schloß sich Platters Meinung an, geriet darüber jedoch mit seinem Luzerner Kollegen Dr. LORENZ HAGER in Streit. Bei Cysat fand er offenbar mehr Verständnis für seine Skepsis gegenüber der universellen Heilkraft des Blutentzuges. Cysat, Platter, Quentius – das gute Einvernehmen unter den dreien zeigt uns, daß die konfessionelle Spaltung die Eidgenossen nicht in allen Dingen trennte. Auf dem Boden der Wissenschaft, im Bereich der ärztlichen Fürsorge für den einzelnen wie für das Gemeinwesen konnten Katholiken und Protestanten sich verständigen und freundschaftlich finden. – Auf manches noch wäre hinzuweisen, z. B. auf Cysats Beiträge zum Badewesen. Alles in allem hat uns Josef Schmid mit seiner vortrefflichen Edition von Renward Cysats medizinischen und naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen eine herrliche Quelle zur Medizin- und Wissenschaftsgeschichte der Schweiz erschlossen.

H. M. Koelbing